

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 17

Artikel: Mexiko
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Zürich 18
Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Der Alkohol war neben dem Kultus des goldenen Kalbes der wahre Teufel des 19. Jahrhunderts. Möge das 20. beide besiegen.
Prof. August Forel.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Mexiko.

Die Ermordung Obregons, des neu gewählten Präsidenten von Mexiko, hat blitzartig gewisse Zustände in diesem unglücklichen Lande beleuchtet. Leider muss einmal mit aller Deutlichkeit erklärt werden, dass wir in Europa über die politischen Verhältnisse jenes Landes falsch unterrichtet werden. Die Agenturen »Havas« und »Associated Press« stehen unter katholischer Kontrolle und berichten oft Schauermärchen über ganz unbedeutende Ereignisse. Wird irgendwo ein Raub oder Mord verübt, so wird daraus gleich ein Kampf mit einer revolutionären Rebellenchar gemacht. Wollte man z. B. ähnlich verfahren mit gewissen Taten der Verbrecherorganisationen in Chicago und New York, so müssten die ganzen Vereinigten Staaten als beständig von Bürgerkriegen heimgesucht erscheinen. Falls eine schweizerische Zeitung es wagt, die mexikanischen Verhältnisse ohne sensationelle Aufmachung darzustellen, so wird die betreffende Redaktion gleich von einer Flut von Protesten aus katholischen Kreisen heimgesucht, und die katholischen Zeitungen veröffentlichen vehemente Artikel gegen solche »Religionsschändung«. Man will eben Europa die Ueberzeugung aufzwingen, dass die katholische Kirche in Mexiko ein unschuldiges Opferlamm sei und dass die gegenwärtige Regierung ein teuflisches Verbrecherregiment darstelle. Und dabei wollen sie natürlich nicht wissen, dass die Kirche in Mexiko das arme Volk seit Jahrhunderten ausgebeutet hat; dass mit der Zeit über ein Drittel des Nationalreichtums in das Eigentum der »Toten Hand« geriet; dass, während die Kirche sich ungeheuer bereicherte, das Volk immer mehr verarmte; dass für den Unterhalt der Kirchen auf dem Lande von der reichen Geistlichkeit nichts getan wurde und man dies dem armen Volke aufbürdete; dass ferner das Volk von den — meist ausländischen — Geistlichen absichtlich in Unwissenheit erhalten wurde.

Deshalb soll man sich nicht verwundern, wenn viele Indianer offen wieder zu ihren heidnischen Göttern zurückgekehrt sind, deren Andenken übrigens bei dieser armen, unterdrückten Rasse nie völlig erloschen war. In ihrer naiven Denkweise sagen sich eben diese grossen Kinder: »Der Christengott hat uns nichts als Elend und Unterdrückung gebracht. Vielleicht ist dies die Strafe dafür, dass wir unsern alten Göttern untreu geworden sind. Wir wollen uns wieder mit ihnen versöhnen, damit sie uns ein besseres Dasein bereiten.« Von dieser Tatsache, über die ein Korrespondent der angesehenen New Yorker Wochenschrift »Nation« ausführlich berichtete, wollen natürlich unsere katholischen Blätter ebenfalls nichts wissen.

Doch gehen wir auf die Rolle über, welche die Kirche bei der Ermordung Obregons gespielt hat. José León Toral, der Mörder, ist 27½ Jahre alt und entstammt einer streng katholischen, wenig begüterten Familie. Er wurde in Kirchenschulen erzogen und ist das zweitälteste von elf Geschwistern. Er scheint ein etwas unruhiger Geist zu sein, der nicht lange in der gleichen Tätigkeit verbleiben kann. Er war mehrere Jahre lang in verschiedenen Geschäften als Maschinenschreiber tätig und half auch eine Zeitlang seinem Vater, der einen kleinen Laden besitzt. Seit seiner Kindheit zeigte er grosse Vorliebe fürs Zeichnen, und letztes Jahr wurde er als Zeichenlehrer in

einem katholischen Institut Mexikos angestellt. Auch wirkte er einige Monate beim illustrierten Teil einer Zeitung der Hauptstadt mit. Stets war er eifriges Mitglied religiöser Gemeinschaften, so zuletzt der »Liga religiosa« in Mexiko. Gleich nach der Wahl Obregons zum zukünftigen Präsidenten fasste er den Entschluss, diesen zu ermorden. Während mehreren Tagen passte er diesem förmlich auf, aber es wollte sich keine günstige Gelegenheit zeigen. Als die Freunde des Neugewählten zu seinen Ehren ein Bankett veranstalteten, wusste Toral sich ins Lokal einzuschleichen, indem er angab, er müsse mit einem der Gäste sprechen. Er zeigte darauf ein Album mit verschiedenen Zeichnungen, darunter ein Porträt des neuen Präsidenten. So ging er von einem zum andern der Tischgenossen, bis er sich schliesslich Obregon selber gegenüber sah und ihm dessen Konterfei vorwies. Als dieser dasselbe betrachtete, zog der Attentäter schnell einen Revolver den er unter dem Album verborgen gehalten hatte, und gab aus nächster Nähe mehrere Schüsse auf dessen Kopf ab, sodass der Getroffene lautlos zusammenbrach. Der Täter wurde sofort ergriffen und ins Gefängnis geführt.

Das Verhör des Mörders hat nun einige interessante Dinge zutage gefördert. Ueber seine Mitgliedschaft in der »Liga religiosa« befragt, erklärte er, dass dort viel über Politik gesprochen worden sei. Da sagte einst die Nonne Concepcion Acevedo, dass die religiösen Schwierigkeiten erst nach dem Tode von Calles und Obregon, sowie des Patriarchen Pérez eine günstige Lösung finden könnten, wobei bemerkt werden muss, dass dieser Geistliche für eine versöhnlichere Haltung der Kirche gegenüber dem Staate wirkt. Diese unvorsichtigen Worte machten einen mächtigen Eindruck auf den religiös exaltierten Geist des jungen Mannes und gaben ihm die Ueberzeugung ein, dass es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, wenn diese Männer beseitigt wurden. Dass er dabei als erstes Opfer den zukünftigen Präsidenten wählte, ist von seinem Standpunkt aus natürlich. Im weitem gestand der Mörder, dass er kurz vor seiner Tat gebeichtet, und auf die Frage, ob er denn dem Priester auch von seiner verbrecherischen Absicht gesprochen habe, erwiderte er, dass man nur vollbrachte Sünden beichten müsse. Ferner erklärte er, dass er nun seine Tat bereue, weil er erfahren habe, dass Obregon einer versöhnlichen Lösung der religiösen Frage geneigt gewesen sei. Nun kommt aber das Allerinteressanteste: als er befragt wurde, ob er deshalb nicht für sein Seelenheil fürchte, erwiderte er gelassen: »Da ich glaubte, etwas Gutes zu tun, so wird meine Seele gerettet werden. Gott wird mir verzeihen; des bin ich sicher.«

Haben wir hier nicht die jesuitische Moral in Reinzucht? Es genügt also, dass »eine gute Absicht« vorhanden sei, um jedes Verbrechen zu rechtfertigen. Der Zweck heiligt die Mittel; das ist also auch im 20. Jahrhundert die Moral der fanatisch katholischen Kreise Mexikos. Endlich drängt sich noch eine Frage auf: Wieso konnte der Mörder erst nach der Tat erfahren, dass Obregon versöhnlicher Denkart sei? Er war ja gleich verhaftet und so von der übrigen Welt abgeschlossen worden. Muss man da nicht zur Ansicht

kommen, dass Obregon gerade deshalb ermordet wurde, weil er mit der Kirche Frieden schliessen wollte. Diese gefällt sich in der Rolle einer Märtyrerin und hofft daraus Nutzen zu ziehen, während bei einer Aussöhnung ihr Weizen weniger blühen würde. Z.

Mutterrecht.

Von Otto Wolfgang, Wien.

(Schluss.)

Die Missachtung des Weibes (seit den paulinischen Schriften) leitet sich aber in gerader Linie bereits aus dem Alten Testament her, da die Frau schon bei den Hebräern, in schroffem Gegensatz zu den umwohnenden Semiten, unfrei war (ebenso wie bei den ebenso theokratischen alten Indern). Allerdings finden sich auch im Alten Testament noch spärliche Ueberreste der ehemaligen Matriarchie: Jakob adoptiert seine Enkel Manasse und Ephraim, weil sie sonst dem mütterlichen (ägyptischen) Stamme zufielen; Frauen mussten das Gebiet ihres Stammes nicht verlassen (Gen. 24, 5; 24, 58); Isak und Jakob müssen ihre Frauen aus dem Stamme ihrer Mütter freien, und Abrahams Frau Sara ist väterlicherseits seine Schwester (Gen. 20, 12). Die beiden letztgenannten Beispiele bezeichnet man als Endogamie, d. h. Ehe zwischen Angehörigen des gleichen Stammes oder gleicher Stammgruppen, wie sie sich gewöhnlich in mutterrechtlichen Hausgemeinschaften (z. B. der slavischen Zadruza) entwickelten, wo naturgemäss Vater und Tochter, Schwiegervater und Schwiegertochter gemeinsame Verhältnisse unterhielten: so bei den Kelten. Besonders in Irland fand man es nicht anstössig, mit Frauen anderer Stammgenossen oder deren Müttern und Schwestern Beziehungen zu unterhalten. Lugraid, Oberkönig von Irland, heiratete sogar seine eigene Mutter Clotru, wie der griechische Oidipos, und da man annahm, dass sich die Reinheit des Geblütes nur in der weiblichen Linie vorfinde, konnten Herrscher oder Häuptlinge eine gleichstehende Frau gewöhnlich nur an ihrer leiblichen Schwester finden. Das zeigen noch alle alten Mythen (Jupiter bzw. Zeus heiratet seine Schwester Juno bzw. Hera, Osiris die Isis, der germanische Gott Niördh ebenfalls seine Schwester, und in Odins Abwesenheit wird seine Gattin Frigg (Freya) mit ihren Brüdern Wili und We verbunden).

Auch bei den Chinesen behielt die mütterliche Familie als Nachklang matriarchalischer Verhältnisse gewisse Vorrechte (Stellung der Schwiegermutter; bei der Eheschliessungsfeier haben die Verwandten mütterlicherseits den Vorzug, jene väterlicherseits erhalten dagegen die geringsten Plätze). Heiraten in den mütterlichen Stamm werden bevorzugt, weil so der Schwestersohn dem Stammhause wiedergegeben wird, also ein eindeutiger Rest vom Mutterrecht.

Bei den mexikanischen Mizteken musste der Mann die junge Frau kurze Zeit auf dem Rücken tragen, bei der Bevöl-

kerung von Michuacan heiratete man oft samt der Tochter auch die Mutter. Wiewohl in Peru unbedingtes Vaterrecht herrschte, war der regierende Inka (Kronprinz) endogamisch verpflichtet, seine älteste Schwester mütterlicherseits als Hauptfrau zu heiraten; sie führte den Titel Kaiserin (Coya); blieb sie kinderlos, heiratete er die zweitälteste, doch behielt die erste den Titel Coya solange, bis die nächste einen Sohn geboren hatte.

Dagegen entwickelte sich die Exogamie, die Fremdheirat, als Gegenteil auch aus matriarchalischen Anschauungen. Bei den nordamerikanischen Indianern z. B. geht das Totem des Stammes von der Mutter auf den Sohn über; dieser darf nun nicht in dieselbe Totemsippe heiraten, während er jegliche Frau aus dem väterlichen Stamm freien kann, weil er mit dieser angeblich nicht näher verwandt ist — entsprechend unseren Schutzeinrichtungen gegen Inzucht (Verbot der Heirat zwischen Blüverwandten).

Auch in sog. Frauenstaaten aber herrschte doppelte Moral, indem hier die Frau für sich grössere geschlechtliche Freiheit beanspruchte, Vielmännerei; dagegen Keuschheit für die Männer, aber Gleichstellung ehelicher und unehelicher Kinder. Aus dem daraus entspringenden ungebundeneren Liebesleben heraus, wo also die Geschlechter frei und entsprechend ihrer Neigung verkehren konnten, erklärt sich, warum die unnötig, ja fast unmöglich gewordene käufliche Liebe (Prostitution) sich in mutterrechtlichen Epochen bzw. Frauenstaaten nicht entwickeln konnte. Ausserdem übersteigt das sexuelle Bedürfnis (Leistungs- und Anforderungsmöglichkeit) der Frau bei weitem jenes der Männer, die also nicht in stande wären, den Aufgaben der Insassinnen von Bordellen nachzukommen.

Unverkennbar macht die Frauenemanzipation heute wieder grosse Fortschritte; noch vor dem Kriege war die Jungfräulichkeit unverheirateter Frauen starre Forderung; heute ist diese patriarchalische (väterrechtliche) Massregel über den Haufen geworfen worden. In vielen Ländern errang die Frau mit dem Manne Gleichberechtigung im aktiven und passiven Wahlrecht, und vereint mit fortschrittlich gesinnten Männern läuft man Sturm gegen den kulturwidrigen Fruchtbarkeitsparagrafen (öst. und tschechoslov. St. G. B. 144 ff., deutsch § 218), jene geradezu ungeheuerliche Vorweltlichkeit, die nur den wenigen Herrschenden zugute kommen soll, die an der Not der Massen profitieren.

Mit fortschreitender Aufklärungsarbeit wird es gewiss der Frau gelingen, im Staate wie in der Familie Gleichberechtigung mit dem Manne zu erringen (für Vorherrschaften ist heute nicht mehr die Voraussetzung da); man ist daher versucht, an die Pendeltheorie von Dr. Mathias und Mathilde Vaerting (Die weibliche Eigenart im Männerstaate und die männliche Eigenart im Weiberstaat. Karlsruhe 1921) und H. Schulte-Vaerting (Die soziologische Abstammungslehre, Leipzig 1923) zu denken, wonach männliche und weibliche Vorherrschaft jeweils abwechseln, indem das andere Geschlecht dadurch zur Herr-

Feuilleton.

Jean Baptiste Robinet.

Leben und Weltanschauung eines freien Denkers.

Von Ludwig Eldersch, Wien.

Neben Voltaire, Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach, Grimm und anderen französischen »Aufklärern« wirkte der junge Jean Baptiste Robinet; nicht wie die andern, Gast in feudalen Gelehrtenzirkeln, sondern einsam und bescheiden in einer stillen Gelehrtenstube. 26 Jahre alt — 1761 — veröffentlichte Robinet die Frucht seiner Denkarbeit: ein vierbändiges Werk »De la nature«, das durch seinen hinreissenden Stil und den Radikalismus der Ideen Anhänger warb, aber dennoch nicht den Weg zu den »massgebenden Kreisen« fand, die es hätten protegieren können. Robinet war nicht sehr produktiv. Neben dieser Arbeit liess er nur noch einige belanglose politische Broschüren erscheinen und 1768 einen Nachtrag zu seinem naturphilosophischen Werk, wo er die dort aufgestellten Theorien durch fleissig gesammeltes Beobachtungsmaterial unterstützte. Robinet hatte das Glück, die von den »Aufklärern« vorbereitete Revolution miterleben und starb im hohen Alter 1820 in seiner Vaterstadt Rennes. Lange Jahre — bis zur Revolution — hatte er den einflussreichen Posten eines Zensors innegehabt.

Robinet gilt der Kirche als »bekehrter« Ketzler. Als er — 85 Jahre alt — im Sterben lag, aufgelöst in Agonie, liess man zu dem Greise den Pfarrer Léon von Saint Aubin, einen geschickten Pfaffen, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den alten Atheisten in die Arme der »Alleinseligmachenden« zurückzuführen. Wie ein skalplüsterer Mohi-

kaner warf sich der tonsurierte Leichenfledder auf den Röchelnden, um nach kurzer Zeit vor den harrenden Angehörigen mit der Mitteilung zu erscheinen, Robinet habe dem Unglauben abgeschworen. Niemand weiss, wie das zugeht. Der Herr Abbé hatte bekehrt, und die Kirche schämte sich nicht, diesen unkontrollierbaren »Triumph« auszubenten, als Argument gegen die Gottlosen zu verwerten. Bekanntlich hat sie sich nie gescheut, Mittel durch Zwecke zu heiligen.

Robinet ist den breiten Kreisen völlig unbekannt. Die idealistische und romantische Reaktion hat diesen genialen Philosophen vergessen gemacht, jenen vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Denker, den selbst Hegel hochschätzte, Diderot anerkannte. Hegel setzt ihn über Holbach, dessen »Système de la nature« er im Gegensatz zu Robinets Buch flach und langweilig nennt. Dennoch ist Robinets Werk nicht mehr aufgelegt worden. Wenn wir in ihm einen nur bedingten Atheisten erkennen, so ist anzunehmen, dass seine nur relative Ablehnung des Gottesglaubens als eine Konzession an die Furcht vor dem Kerker zu werten ist. Dass Robinet als Gottloser galt, beweist die Tatsache der Freude, die die Kirche nach seiner »Bekehrung« zum Ausdruck gab. Nur Abgefallene kann man bekehren.

Es erscheint mir wertvoll, die Gesinnungsfreunde mit Robinets Weltanschauung bekannt zu machen, da er nicht nur als Freund des freien Gedankens wirkte, sondern auch Gedanken aussprach, die von ungeheurer Bedeutung für die moderne Wissenschaft sind, Gedanken, die zu seiner Zeit gewagt erschienen, heute aber immer mehr an Wahrheitsgehalt gewinnen und zu den Elementarproblemen des modernen Weltbildes gehören. Das ehemals liberal gesinnte, nun in Gesinnungslosigkeit versunkene Bürgertum hat Robinet in gewissenloser Indifferenz der Vergessenheit anheimfallen lassen; wir wollen seiner Gedankenwelt wieder zur Geltung verhelfen, denn auch sie hat letz-